

Thomas Meyer

## Die Verirrung der »Heimat« in die Politik



Thomas Meyer

(\* 1943) ist Professor (em.) für Politikwissenschaften an der Universität Dortmund und Chefredakteur der *Neuen Gesellschaft/Frankfurter Hefte*. Zuletzt im VS Verlag erschienen: *Soziale Demokratie. Eine Einführung* und: *Was ist Fundamentalismus?*

thomas.meyer@fes.de

Der bis vor kurzem eher verpönte Heimatbegriff scheint, wieder einmal, eine Renaissance zu erleben. Heimat hat viele Facetten. Da ist etwa, ganz harmlos wie es scheint, die neueste Heimat à la Prenzlauer Berg als *Little Utopia* einer Gemeinschaft, aus der zwar niemand von dort stammt, sich aber alle so fühlen, als hätten sie den Ort erfunden – soziale Ausgrenzungen Ortsansässiger, die dazu nicht (mehr) ganz passen, eingeschlossen. Der Begriff ist offenbar dabei, auch jenseits der dumpfen Inanspruchnahme fehlgeleiteter Heimatfanatiker nach Art des »Thüringer Heimatschutzes« politisch chic zu werden. Die bayrischen Grünen, eine tadellose Truppe, taten jüngst kund, dass sie nun »zum politischen Kern einer neuen Heimat-Bewegung« in ihrem landschaftlich so gesegneten Bundesland werden wollen.

### Sehnsucht Heimat

Kein Zweifel, der Heimatbegriff ist verlockend. Er schmeckt für viele nach der besten Seite der Kindheit: Geborgenheit, Gekannt- und Anerkannt-Sein, Vertrautheit mit der Welt und Schutz vor ihr – seit 200 Jahren in Deutschland ein nie welkendes Kernmotiv der romantischen Kultur als Gegenbild zur Entfremdung, der Grundstimmung der modernen Welt. Aber der Heimatbegriff verführt auch, in Krisenzeiten viele der Verunsicherten, zur Abwehr der »Heimatsfremden«. Das fängt mit ihrer Abwertung und sozialen Ausschließung an, kann zu brutaler Vertreibung und mitunter, wie das sinistere NSU-Trio jüngst demonstrierte, bis zum Mord führen. Die Heimatverlockung erscheint wie manch andere Tröstung als eine süße Droge, die in kleiner Dosis Glück spenden und in großer zum aggressiven Wahn führen kann, zumal wenn der Begriff die persönliche Lebenssphäre verlässt und zur politischen Parole wird. Dort entgleist dann oft der Sinn für die bekömmliche Dosierung.

Wonach suchen wir, wenn wir Heimat sagen? In einem Sammelband zu Ehren einer berühmten Münchener Bar bekundete kürzlich einer ihrer anhänglichsten Dauergäste nach der Schilderung der Tröstungen, die er dort erfuhr: »Ich kann sagen, Charly's Bar – das ist meine eigentliche Heimat.« Von Ironie weit entfernt war dies, wie der Erfahrungsbericht liebevoll belegt, eine wohl bedachte reflektierte Würdigung. Heimat, so konnte man den Mann verstehen, ist ein Ort tiefer Zugehörigkeit und entspannten Angenommenseins, die Erfahrung von Subjekt und Lokalität, von Subjekt und sozialer Umwelt. So

etwa lesen sich auch die eher wissenschaftlichen Beschreibungen von gefühlter Heimat, die affirmativen ebenso wie diejenigen, die skeptisch sind, ob derlei in der modernen Welt real jemals gelingen kann.

Heimat muss nun keineswegs ein realer Ort sein, weder ein früh, in der Kindheit tatsächlich erlebter, noch ein später gefundener. Für den marxistisch-humanistischen Philosophen Ernst Bloch ist Heimat – und das schreibt er im Exil, während die Nazis gerade seine Herkunfts-»Heimat« verwüsten – ein Noch-Nicht, eine Hoffnung, deren Erfüllung aussteht, solange die Emanzipation der menschlichen Gattung nicht vollendet ist. Heimat ist ihm vor allem eine humane Beziehung der Menschen zueinander, ein wirkliches »Wir«, der soziale Inbegriff der Identität von Individuum und Menschengattung. Die Herkunfts-Heimat aber, die Bloch 1933 als Marxist und Jude verlassen musste, erlebte er und mit ihm Millionen andere als einen Ort radikaler Fremdheit, als den sozialen Raum der weitestmöglichen Entfernung zu dem, was ihnen Heimat sein konnte. Das Diktum des Philosophen und Publizisten Hermann Schweppenhäuser war wahr geworden: Die Heimat ist selbst das Fremde.

Kurz nach Blochs Emigration, im Jahr 1935, als die Gräueltaten und der Terror der Nationalsozialisten schon offenbar waren, standen die Saarländer vor der Wahl, beim demokratischen Frankreich zu bleiben oder den Anschluss ans Reich Hitlers zu verlangen. Den linken Wahlauftrag »Schlagt Hitler an der Saar« ignorierten sie und strebten mit einer Mehrheit von 90,73 % lieber »Heim ins Reich«. Man dürfe doch in schwerer Stunde »die Heimat nicht verraten«, lautete ihre Begründung. Heimat erschien als naturwüchsige Zugehörigkeit und Identifikation, der weder durch eigenes Entscheiden, noch durch das Wüten der in ihr Mächtigen die Treue aufgekündigt werden durfte. Die Schoa, die bald begann, war die radikalste Form der »Reinhaltung deutscher Heimat« von »Heimatfremden« durch ihre massenhafte Ermordung. Als Hitlers Vernichtungskrieg begann, war die Propagandabotschaft an die Frontsoldaten, ihr Einsatz zur Unterwerfung und Auslöschung fremden Lebens sei Dienst an der »Heimat« – von Zeit zu Zeit auf bizarre Weise aufgemuntert durch beschwingte Radiounterhaltung mit Direktschaltungen zwischen den entferntesten Frontabschnitten und der »Heimat«, mit Wunschkonzerten für die Familien daheim und ihre Söhne in den überfallenen Ländern.

**»Heimat muss keineswegs ein realer Ort sein, weder ein früh, in der Kindheit tatsächlich erlebter, noch ein später gefundener.«**

### **Heimat und Identität**

Im Wunsch nach Heimat kommt ein höchst machtvollstes Bedürfnis zum Ausdruck. Inhalt und Formen sind wechselhaft. »Heimat« verspricht die Sicherheit ungeteilter Identität in einer Welt der Verunsicherung und des bedrohlich Fremden. Ein letzter Identitätsanker, über den fast jeder zu verfügen meint, schon weil er eine unverlierbare Herkunft hat. Als sozialer Raum ursprünglicher Vertrautheit mit Orten und Leuten und des Erwachens des eigenen Selbstbewusstseins, kann »Heimat« heute, wenn sie das Andere einzuschließen vermag, zu einer Identitätsbildung beitragen, die offen bleibt für »Fremde« und empfänglich für das »Andere«. Diese misslingt, wo Widerspruch ausgeschlos-

sen und das »Eigene« absolut gesetzt, gegen das »Andere« gestellt wird. Persönliche und soziale Identität sind ja kein individueller, aus der Herkunft ererbter Besitz, sondern ein sozialer Prozess der ständigen Balance zwischen widersprüchlichen Erwartungen, nämlich denen der sozialen Welt an die Person und deren Ansprüchen an die soziale Welt. Menschen mit offener Identität empfinden Widerspruch und das ihnen zunächst »Fremde« nicht als Bedrohung, geschlossene Charaktere hingegen erleben beides als einen Angriff auf ihre verunsicherte Identität.

Die offene Identität enthält viele Brüche und Unterschiede in sich selbst. In der Gegenwartswelt treten zu den zahlreichen Teilidentitäten, die dem Einzelnen aus der Vielfalt seiner sozialen Rollen erwachsen, auch immer weiter gezogene Kreise örtlich-räumlicher Zugehörigkeiten hinzu, die das Alltagsleben gleichermaßen dicht und nah mitprägen können: mein Dorf, Stadtteil oder Kiez, mein Land, die Nation, Europa, schließlich das Weltdorf, dem wir heute durch den ökologischen und kommunikativen Zusammenhang unvermeidlich in oft nächster Nachbarschaft zu den räumlich Entferntesten angehören. Ein offener Bezug zur eigenen Lebenswelt schließt immer öfter ein Selbstverständnis aktiver Weltbürgerschaft ein, die sich auch für das Fernste, das uns alle betrifft – Fukushima, den brasilianischen Regenwald, die Heimatvertreibungen in Darfur – genau so lebhaft interessieren und engagieren kann, wie für das Geschehen vor der eigenen Haustür.

Die seit dem Ende des kurzen 20. Jahrhunderts der ideologischen Weltbürgerkriege massiv in alle öffentlichen Arenen drängende fundamentalistische Identitätspolitik hat sich ohne Zögern des Heimatbegriffs bemächtigt. Eine für die Gegenwart höchst seltsame Naturalisierung des Verständnisses von Kultur und Herkunft ebnet der Rückkehr eines zivilisationsfeindlichen Freund-Feind-

**»Die meisten Menschen schlagen sich ihre jeweils eigenen Schneisen durch die sozialen Lebenswelten.«**

Denkens den Weg. Die Losung »Heimat« wird zur tödlichen Waffe. Dabei gibt es in der globalisierten Welt keine Lebenswelten, keine Heimatorte mehr, die nicht von Menschen unterschiedlicher religiöser, kultureller oder Herkunftsidentität geteilt werden. Die Vielfalt ist allgegenwärtig. Weder die martialischen Fangzäune an den Südgrenzen der USA, wo zahlreiche schwer-

bewaffnete Hobby-Jäger auf illegale Grenzgänger lauern, noch das Schengener Abkommen und die Aushöhlung des Asylrechts in Europa können verhindern, dass sich so gut wie alle Kulturen dieser Welt nun auch in den Wohlstandsgesellschaften des Nordens ein Stelldichein geben und ihre je besonderen Identitätsansprüche geltend machen, sobald sie erst einmal halbwegs Fuß gefasst haben.

Auch in unserer eigenen Herkunftskultur differenzieren sich ja die sozial-kulturellen Milieus mit ihren höchst unterschiedlichen Lebensethiken, Lebensstilen, alltagskulturellen Praktiken, weltanschaulichen Bindungen und kulturellen Überzeugungen immer weiter aus. Die Unterschiede zwischen ihnen sind oft größer als jene zwischen den jeweils verwandten Milieus in entfernten Kulturen. Daher gibt es im sozialräumlichen Sinne schon längst keine Heimat mehr, in der sie nicht neben- und miteinander existieren müssten. Und die meisten Menschen schlagen sich ihre jeweils eigenen Schneisen durch die sozialen Lebenswelten, so dass sie sogar im selben Territorium nur noch mit jenen

in direkten Kontakt kommen, die ihre Vorlieben, ihren Geschmack, ihre Urteile, also ihre soziale Identität weitgehend teilen. Der Rest bleibt ihnen fremd. Das bezieht sich auf die Wohnwelt, die Kneipe, den Laden, die Filme, die Bücher, die ganze soziale Welt. Dieselben Orte zerfallen auf diese Weise oft in getrennte sozial-räumliche Lebenswelten. In den Großstädten sowieso, aber durchaus auch auf dem Land.

Der Heimat-Wunsch, die Sehnsucht nach der Geborgenheit des sicheren Ortes mit den bekannten Gesichtern entspringt dem Verlangen, inmitten des modernen Lebens der Ungewissheit ein Stück der entgleitenden Vertrautheit festzuhalten. Die Kehrseite ist: Es kann zur Auflösung des sozialen Zusammenhalts der Gesellschaft beitragen, wo es in einen reizbaren Biedermeier umschlägt, der sich das öffentliche Leben vom Halse hält und seine eigene Enge zu dessen Maßstab macht. Und es wird zur Gefahr, wo es in fundamentalistische Identitätspolitik abgleitet, die die Ausgrenzung derer betreibt, die man in der eigenen »Heimat« nicht duldet. Diese Gefahr lauert nicht selten auch hinter den urgemütlichen Heimatritualen, mit denen mancherorts in althergebrachter Weise die Zusammengehörigkeit der Ortsbewohner bekräftigt wird, wenn dabei aus dem Blick gerät, wieviel Widerspruch und Rivalität, Enge und Härte, Missachtung und Anpassungsdruck den Alltag des wirklichen Zusammenlebens prägen.

**»Der Heimat-Wunsch entspringt dem Verlangen, inmitten des modernen Lebens der Ungewissheit ein Stück der entgleitenden Vertrautheit festzuhalten.«**

Einige der Wahrheiten über das Erdrückende, das unter dem Gemeinschaftsschleier die Wirklichkeit einer Ursprungs-Heimat ausmachen mag, sind in Andreas Altmanns Altöttinger Erinnerungsbuch zu finden. Es schreit schon im Titel seine Empörung darüber – *Meine eigene Scheißjugend* – heraus. Als der Schriftsteller vor wenigen Jahren in seiner »Heimat« daraus lesen wollte, musste er sich von zwei Bodyguards begleiten lassen, da ihn von dort zahlreiche drohende E-Mails erreicht hatten, etwa so: »Komm ja nicht nach Altötting, ich werde Dich in der Gülle ersäufen.« Den Spiegel, der sie außerhalb der Festtage zeigt, konnte diese Heimat nicht ertragen: die Erfahrung von Verstellung, Heuchelei, Unterwerfung und Repression. Die wahren »Heimatromane«, wie Ödön von Horvaths *Geschichten aus dem Wiener Wald*, haben diese Abgründe beleuchtet. Gehört in diesen Zusammenhang, dass zur Heimat auch jener Drang nach fremden Sehnsuchtsorten gehört, zu denen es uns aus der scheinbaren Geborgenheit her austreibt? Wie Volkslieder und Schlager wissen wollen, dient sie freilich dem heimlichen Zweck, dann in der Fremde endgültig zu lernen, dass die eigene Heimat der einzig wahre Ort dieser Welt ist.

### **Missbrauchte »Heimat«**

Als bekennender Heimatfundamentalismus gibt sich der Rechtsextremismus, konzentriert in Teilen der neuen und einigen alten Bundesländer, in Städten und auf dem Land. Das kommt nirgends deutlicher zum Vorschein, als im Gewalt atmenden Begriff der »ausländerfreien Zonen«, die er überall schaffen will und seiner ständigen Bereitschaft zu Übergriffen gegen alle, die nicht dazu gehören sollen. Sein Programm ist die gewaltsame Ausgrenzung und Verfol-

gung der Zugezogenen, bevorzugt jener, die den scheinbaren »Makel« der Fremdheit am sichtbarsten tragen, die Menschen aus dem Süden der Welt. Es beginnt immer wie beim Antisemitismus mit der verbalen Abwertung und Erniedrigung, geht über physische Drangsalierung, schließlich Vertreibung aus den Wohnorten, und scheut vor Mordtaten nicht zurück. Das ist die Nabelschnur zwischen dem »Thüringer Heimatschutz« und dem Mördertrio NSU. Von einer Art »ethnischen Säuberung« zur »Reinhaltung« der »Heimat«, als ob die als »Fremde« Stigmatisierten eine Art menschlicher Schmutz wären, der aus der Heimat fortgewaschen werden muss.

Die ethnische Säuberung ist uns in Europa im Zusammenhang mit den Jugoslawienkriegen der 90er Jahre wieder nahe gekommen. Der Reinheitswahn beträchtlicher Teile der ethnisch-fundamentalistischen Politunternehmer dieser Region ist trotz der Verwüstungen, die er angerichtet hat, keineswegs erloschen. Vertreibung und Massenmorde, die dort geschahen, erfolgten im Namen einer ethnisch gereinigten Heimat. Heimat gilt ihnen als der Siedlungsraum, in dem nur Mitglieder derselben Ethnie und Religion zugelassen sind, ganz gleich, wie lang die Kette der Vorfahren der Anderen, die dort auch lebten, sein mochte. In Bosnien, Teilen Kroatiens und Serbiens, dem Kosovo, verfügten die Anführer der jeweils dominanten Gruppe, wessen Heimat die Gegend künftig noch sein durfte und wer als vogelfrei galt.

Es waren aber selten die Nachbarn, die plötzlich, nachdem sie über viele Generationen hinweg verträglich miteinander gelebt hatten, aus heiterem Himmel übereinander herfielen. Zur Jagd auf die über Nacht zu »Fremden« gewordenen bliesen fast immer eingefleischte politische Identitätsunternehmer, deren Hauptzweck darin bestand, die eigene Elitenherrschaft zu legitimieren, sich eine fanatisierte Gefolgschaft zu schaffen und Einsprüche dagegen aus der eigenen Gruppe zu skandalisieren. Das historisch bekannte Muster. Unvergesslich sind die von marodierenden kleinen und großen Identitätsunternehmern verursachten Völkerwanderungen von Millionen »Heimatvertriebenen« beider Seiten, die 1948 bei der Gründung von Indien und Pakistan in entgegengesetzter Richtung mit ihren Kindern, Alten und letzter Habe zu soeben gezogenen neuen Grenzen strebten, um wenigstens ihr Leben zu retten. Hunderttausende von ihnen vergeblich. Das Gift, das damals gestreut wurde, ist immer noch wirksam.

### **Wahlheimaten**

Distanz zum Heimatbegriff, zumal seiner politischen Aufladung, ist geboten. Im Gebrochenen des Begriffs »Wahlheimat« findet sie einen gewissen Ausdruck. Er enthält eine Relativierung, die vor der Versuchung des Heimatfundamentalismus warnt, denn er verweist auf den Akt der Wahl und die Tatsache der Kontingenz. Wahlheimat ist ein Ort, dem ich nicht ursprünglich zugehöre, den ich mir als denjenigen ausgewählt habe, an dem ich mich am meisten zuhause fühlen kann und will. Zusammen mit Anderen, die auch nicht auf Erstgeburtsrechte pochen können oder wollen. Vielfalt und Gleichberechtigung gehören dazu. Und er lässt Raum für die Emotionen des psychischen und sozialen Einvernehmens mit Ort und Menschen, ohne Zwang, Enge und Ausgrenzung. Der

romantische Begriff der Heimat als Flucht vor den Zumutungen der modernen Zeit mit seinen sauber sortierenden und abgrenzenden Identitätsnormen und seiner Abstammungsidee passt nicht in eine Welt der Migration, der religiösen Vielfalt und Säkularisierung, des kulturellen Pluralismus, der Milieudifferenzierung und der individuell selbstbestimmten Zugehörigkeiten. Er gehörte einer biedermeierlichen Zeit an, in der all das erst begann, aber Lebensweisen, Lebenswege, zumeist auch noch die Lebensorte für den Einzelnen in seiner Herkunft, vorgezeichnet waren.

Die Sehnsucht nach »Heimat« im Sinne Blochs, nach dem gelungenen »Wir«, regeneriert sich in dem Schatten, den das moderne Leben unweigerlich wirft, immer neu. Diese Suche wird durch keine Enttäuschung gegenstandslos.

Die Rückkehr der »Heimat« in den politischen Raum, als Kategorie des Konflikts, der Identität und der Abgrenzung aber, ist eine irreführende Versuchung. Solange daher Heimat ein Begriff der privaten Lebensführung bleibt, den der Einzelne auf seine eigene Weise füllt im Respekt davor, wie seine Nachbarn dies für sich tun, ist nichts einzuwenden. Im Gegenteil: politisch einzufordern sind Stützung und Schutz von Lebensorten – in der Stadt, im Stadtteil auf dem Land – die sozial intakt, kulturell vielfältig, ökologisch lebensfähig,

**»Solange Heimat ein Begriff der privaten Lebensführung bleibt, den der Einzelne auf seine eigene Weise füllt im Respekt davor, wie seine Nachbarn dies für sich tun, ist nichts einzuwenden.«**

für alle offen sind und in ihren öffentlichen Räumen zu Gemeinschaftserfahrungen einladen. Orte, an denen wir uns zuhause fühlen und im Alltag des Zusammenlebens Empathie und Solidarität lernen und erfahren können. Sie gegen die Übergriffe der Ökonomie – als Markt und als Umweltbedrohung – zu schützen, ist eine zivilisatorische Herausforderung für fortschrittliche Politik. Als Leitbild dafür ist der Heimatbegriff aber kaum geeignet. Zu schnell wird er im politischen Gefecht zur Parole, die nach wahrer und zweifelhafter Zugehörigkeit sortiert. Enge und Muff sind dann stets nah. Was wir brauchen, sind intakte humane Lebenswelten, sozial und ökologisch, mag der Einzelne – wie jener Stammgast aus Charly's Bar – für sich darin nun Heimat finden oder nicht. Peter Ustinovs Aphorismus benennt das humane Minimum dafür: »Die einzige Heimat, die für mich zählt, ist zivilisiertes Benehmen«. ■